

PINO CACUCCI

**BESSER AUF DAS
HERZ ZIELEN**

ROMAN

AUS DEM ITALIENISCHEN ÜBERSETZT
VON ANDREAS LÖHRER

EDITION NAUTILUS

Hinweis des Autors

Die Personen in diesem Buch haben wirklich gelebt, und die Ereignisse, die hier erzählt werden, sind wirklich geschehen. Alles andere ist Fiktion: die Dialoge, einige Hintergründe und Begebenheiten, die als Rahmen dienen, einige Komparsen, die dazu da sind, die Lücken zu schließen, die die Berichte hinterlassen haben. Es handelt sich also um einen Roman und sonst nichts. Ein Roman, der auch nicht als »historisch« bezeichnet werden kann, denn die Geschichte wird immer von den Siegern geschrieben, die Protagonisten der folgenden Seiten haben aber alles verloren: Kämpfe, Arbeit, Freunde, Ideale, ihr Leben. Das Einzige, was sie bewahren konnten, ist ihre Würde.

Doch sie hatten das Pech, in einer Zeit zu leben, in der Würde die letzte der notwendigen Eigenschaften war, um in die Geschichte einzugehen.

Dieses Buch könnte genauso gut Sundance Kid, Etta Place, Butch Cassidy, Severino di Giovanni und Francisco Sabaté gewidmet sein. Und auch Paolo Casaroli. Und vielen anderen, die wie sie vom Schicksal dazu verdammt waren, ihre Sensibilität in Gewalt zu verwandeln.

»Schon bevor meine Kindheit zu Ende war, glaubte ich sehr deutlich jenes zweifache Gefühl zu haben, das mich während des ganzen ersten Teils meines Lebens beherrschen sollte: das Gefühl nämlich, dass ich in einer Welt lebte, aus der kein Ausweg möglich war und in der einem nichts anderes übrig blieb, als um einen unmöglichen Ausweg zu kämpfen.«

Victor Serge: *Erinnerungen eines Revolutionärs*

»Alles in allem bereue ich nichts. Ich habe stets nach meinem Herzen und meinen Gefühlen gehandelt.«

Albert Camus: *Briefe*

»Auf die Frauen, die ich noch nicht kennengelernt habe, auf die Banken, die ich noch nicht überfallen habe, auf die Enkel, die ich nicht gehabt habe. Auf die alten Genossen und ihre Knochen, die verbleichen...«

Paco Ignacio Taibo II: *Vier Hände*

*Choisy-le-Roi, Umland von Paris,
Sonntag, 28. April 1912*

Der Karren knarrte und ächzte, als er nervenaufreibend langsam die sechzig Meter brachliegenden Feldes überquerte. Auf der anderen Seite der Straße, zwischen den Bäumen, waren Hunderte von Gewehren auf das Haus gerichtet. Nach dem letzten Schusswechsel war die Szene in absoluter Stille erstarrt: Die Männer, die auf den Erdwällen lagen und hinter den Baumstämmen kauerten, verfolgten die Rückwärtsbewegung des Karrens, der schon so nahe am Ziel war, dass sie außer ihm nichts mehr im Visier hatten.

In diesem Moment sträubte sich das Pferd, das es leid war, mit seiner Ladung Stroh rückwärts zu gehen: Es warf den Kopf hin und her und stieß ein Wiehern aus, das sich in der regungslosen Luft ausbreitete und die Finger an den Abzügen erstarren ließ. Der Offizier, der im Schutz des Karrenaufbaus vorwärts schlich, machte seinem Adjutanten ein Zeichen, worauf dieser die Peitsche senkte. Dann gelang es ihm, das Pferd mit ein paar leichten Schlägen in die Flanken dazu zu bringen, die unnatürliche Bewegung wiederaufzunehmen, und der Karren rollte die wenigen fehlenden Meter weiter.

Die Mauern des alten Hauses waren von Kugeln durchlöchert, keine einzige Fensterscheibe war heil geblieben. Der Offizier lugte hinter dem Radkranz hervor und schaute zur Holzterrasse. Dann war er soweit: Er packte den Rucksack mit dem Dynamit, legte sich unter den Karren und kroch an die Hauswand. In diesem Moment fürchtete er eher ein Wiederaufflammen des Angriffs als eine Reaktion aus dem Innern

des Hauses. Er erreichte das Paket, das er beim vorherigen Versuch deponiert hatte, stellte fest, dass die Zündschnur wenige Zentimeter vor dem Zünder erloschen war, und fluchte leise. Er brachte die zweite Ladung an und gab seinem Adjutanten ein Zeichen, der ihm sofort die Bickford-Zündschnurrolle reichte.

Der Offizier wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Die Sonne stand schon hoch und der klare Frühlingmorgen schien heißer zu werden als erwartet. Einen Moment lang dachte er, wie unwirklich diese Stille war: Die Schwalben waren vom Himmel verschwunden, die Hunde hatten zu bellen aufgehört und sogar die Insekten schienen darauf zu warten, dass dieses Inferno zu Ende ging.

Mit zitternden Händen steckte der Offizier die Zündschnur in den Zünder. Mit den Zähnen drückte er den Aluminiumrand fest, um einen zweiten Fehlschlag zu verhindern, und steckte den kleinen Zylinder zwischen die zusammengebundenen Stangen. Dann begann er, die Bickford mit äußerster Vorsicht abzurollen, wobei er darauf achtete, der Zündschnur möglichst viel Spiel zu lassen und sie nicht zu spannen. Als er wieder in Deckung war, nickte er seinem Adjutanten zu, worauf dieser das Pferd in kleinen vorsichtigen Schritten vorwärtsgehen ließ. Der Rückweg ging wegen der sechzig Meter Zündschnur, die gelegt werden musste, noch langsamer vor sich, bis sie endlich außer Schussweite waren.

Als der Karren auf der Straße war, zu weit vom Haus entfernt, um noch von einem Pistolenschuss erreicht zu werden, kniete sich der Offizier hin, atmete tief durch und zündete das Streichholz an. Das Stimmengewirr, das sich aus dem Wald erhob, durchbrach die Stille, und die anfängliche Erleichterung ging in Schreie, Anfeuerungsrufe und Applaus über, während die befreiende Flamme vorrückte, diese Schlange aus Funken und Rauch, die auf das alte Haus am Rande des Feldes zulief. Als die Zündschnur abgebrannt war, kehrte wieder Ruhe ein. Wenige Augenblicke und schon

blockierte die Enttäuschung die Kehlen der Polizisten, der Soldaten, der Tausenden aus Paris herbeigeeilten Schaulustigen. So kurz diese Zeitspanne war, sie schien unermesslich.

Der Knall schallte über die regungslosen Felder, ließ die Vorstadt erzittern und erreichte die Dächer der Hauptstadt, die Druckwelle bog die Baumkronen und die makellosen Sonnenschirme der Damen nieder, wirbelte abgestorbene Blätter, Seidenbänder, schweißnasse Taschentücher und Handschuhe aus leichter Baumwolle in die Luft, die auf den Wagensitzen und den Motorhauben der Automobile gelegen hatten. Eine riesige graue Wolke aus Staub, Erde, Putz und Rauch erhob sich und verdeckte die Sicht auf das Haus, und in dichten Spiralen wurde das Feld mit Gestrüpp bedeckt, das zur Straße hin wehte. Als ein leichter Wind die Wolke zerriss, bis sie nur noch Dunst war, tauchte das alte Haus wie ein höhnisches, respektloses Gespenst wieder auf. Es war nicht eingestürzt. Es hatte standgehalten. Und aus den Gewehren im Wald kam eine wütende Salve, die dem Schlag des Dynamits auf diese unheimliche Fassade noch Kilo von nutzlosem Blei hinzufügte.

Der Mann, der auf dem Boden saß, betrachtete die Trümmer um sich herum. Ein Stück von der Decke hatte ihn im Gesicht verletzt. Mit einem seltsamen Gesichtsausdruck starrte er auf die beiden Pistolen, als würde er sie zum ersten Mal sehen. Er schüttelte den Kopf und lächelte. Langsam öffnete er seine Hände, die Pistolen drehten sich um sich selbst und blieben an seinen Zeigefingern hängen. Er betrachtete sie weiter, wie sie hin- und herschaukelten, die Mündungen auf sein Gesicht gerichtet. Am Ende dieser beiden dunklen Tunnel steckten zwei glänzende Köpfe, zwei Kugeln, die bereit waren, auf seine Schläfen hervorzuschnellen. Vielleicht war der Moment gekommen, sie loszulassen, ihrem Lauf ein sicheres Ziel zu bieten. Das Herz, dachte er, von der Wellenbewegung des brünierten Stahls hypnotisiert. Besser auf das Herz zielen. Endlich dieses verfluchte Herz zum Stillstand bringen, das

jahrelang ein Blut gepumpt hat, das vor schmerzlichen Gefühlen schäumte, die Arterien mit Groll über Demütigungen füllte, wie sie so viele ertrugen, ohne verrückt zu werden, während sie bei ihm einen unstillbaren Rachedurst erzeugt hatten.

Er fragte sich, aus welcher dunklen Machenschaft des Schicksals heraus Menschen geboren werden, die anders sind als die anderen, als all diejenigen, die bis zu ihren letzten Tagen in stummer Resignation den Kopf gesenkt halten, in der alle Tage gleich sind und die Nächte nicht existieren. Er fragte sich, warum einigen das Schicksal bestimmt ist, keinen Frieden zu finden, sobald die Sonne untergeht, zum Warten auf einen Sonnenaufgang verdammt zu sein, der immer viel zu früh kommt und beweisen wird, dass jeder Tag schlimmer als jedes Gestern ist. Die Pistole, die an seinem rechten Finger hing, würde er auf sein Herz richten, dachte er, und die andere auf seinen Bauch. Denn sein Innerstes trug noch mehr Schuld, mit diesem Feuer, das schon als kleiner Junge in ihm gebrannt hatte und genährt wurde vom Hunger, von den Prügeln, von der Nutzlosigkeit jeden Bemühens, aus der Fäulnis des Elends zu entfliehen. Doch es waren nicht die Entbehnungen, die es entfachten. Das wusste er, es war unsinnig, sich über die Realität hinwegtäuschen zu wollen. Millionen von Menschen werden arm geboren, aber es sind nur wenige, die sich in diesem Feuer verzehren und winden, das von einer unheilvollen Sensibilität entfacht wird, das die Haut schaudern lässt, das den Verstand vernebelt, das zu einem Drang zu töten wird, sobald man sich verletzt fühlt.

Und meine Augen verdienen zwei weitere Kugeln, dachte er, diese für mein Überleben so schädlichen Augen, die sich auf alles heften, was Leiden erzeugen könnte, und die sich weigern, über das Leben hinwegzugleiten wie über etwas, das einen nicht betrifft. Augen, die die Gemeinheit unerträglicher Gesichter erforscht haben, die Arroganz verströmten, Gesichter von Siegern, aufgeblasen und von ihrer Unver-

wundbarkeit überzeugt. Augen, die sich im Recht geglaubt hatten, endlose Vergleiche anzustellen: Bei jedem obszön saten Gesicht sahen sie auch ein ausgemergeltes und trauriges. Wie das von Justin mit seiner kränklichen Blässe, die mit der Zeit gespenstisch geworden war, eine Erinnerung, die im Bild seines fünfzehnten Geburtstages eingefroren war ...

Sein Bruder Justin. Nicht einmal, als er hinter der von jenem klapprigen Gaul gezogenen Bahre herging, konnte er weinen. Seine auf den täglichen Schrecken gerichteten Augen waren seit seiner Kindheit trocken, seit dem Tag, als er den Tränen nicht mehr erlaubt hatte hervorzuquellen, als er eine Handvoll Erde auf Justins elenden Sarg warf. Er hatte sich gefragt, was sein Bruder empfunden hatte, als er sich in den Fluss fallen ließ, mit fünfzehn Jahren Selbstmord beging. Sein Verstand hatte keine vernünftige Antwort gefunden, doch sein Herz und sein Bauch hatten eigenständig entschieden. Und hinter jenem schwarzen Wagen, der Justin abtransportierte, hatte er zum ersten Mal den Instinkt der Rache verspürt. Zum ersten von unzähligen Malen in jedem Moment seines Lebens. Justin hatte sich umgebracht und irgendjemand sollte dafür bezahlen. Der Verstand konnte da nichts erklären. Das, was seine auf die Bahre gerichteten Augen sahen, und jener Granitklumpen in seinem Bauch reichten aus, um sein Bedürfnis zu rechtfertigen, andere zum Weinen zu bringen, die daran gewöhnt waren zu lachen.

Er senkte die Augenlider, bis er sie schließlich zusammenpresste. Doch die ersehnte Dunkelheit stellte sich nicht ein. Mit geschlossenen Augen sah er wieder, was das Morgenlicht von ihm fernhielt. Er erkannte Platano mit seinem verächtlichen Lächeln, seiner falschen, vom Ressentiment zerfressenen Fröhlichkeit. Er hörte seine ewig provokative Stimme, den Sarkasmus jedes seiner Worte.

Verschwinde, Platano. Lass mich wenigstens jetzt in Frieden, wo alles zu Ende geht. Gönn mir einen Augenblick Ruhe. Du warst

immer an meiner Seite, hast mir ständig deinen Wahnsinn, dein Gewirr aus schmutzigen Gedanken aufgezwungen, hast mich jede Nacht damit verfolgt, auf die Straßengeräusche zu hören, hast die hoffnungslosen Tage unendlich lang werden lassen ... Du hast gewonnen. Du warst genial. Nur du wusstest, wie du auch mich in den Sumpf deines Wahnsinns hineinziehen konntest. Es war gut, dich zu töten. Gut für dich, denn du hast bekommen, was du wolltest: mich zu zerstören, und zwar durch die Hand anderer. Und es würde mir gefallen, wenn du jetzt hier wärst, um diese Stunden, so lang wie zwei Leben, deines und meines, mit mir zu teilen. Du bist mir zwar nie ein Freund gewesen, aber du warst mein einziger wirklicher Komplize. Und nun, zwischen diesen Wänden, die Schlag um Schlag zerbröckeln, wäre es schön, dein Gesicht zu sehen. Und jenes andere zu vergessen, als die Kugel dir den Hass im Blick auslöschte. Jetzt kann ich endlich den Gedanken akzeptieren, dass es kein Unglück, kein grausamer Scherz des Schicksals war: Diese Pistole ist losgegangen, weil wir beide es wollten. Geh mir aus dem Weg, Platano. Verschwinde, denn ich werde dir nicht meinen letzten Gedanken schenken. An sie werde ich jetzt denken. An Judith, die du aus meinem Leben verbannt hast, als ich mir einbildete, dass es auch für uns einen sauberen, ruhigen Winkel in diesem Meer aus fauligem Schlamm gäbe, das mich mit seinen aufwallenden Stimmen betäubt. Du konntest es nicht ertragen. Du konntest nicht akzeptieren, dass ich dich mit deinem inneren Feuer allein ließ. Es ist dir gelungen, mich wegzulocken. Und dich auf demselben Weg umbringen zu lassen, der mich von ihr wegführte.

Für sie schreibe ich mein Testament, Platano. Ich kann dich nun gehen lassen, indem ich dir sage, dass du mir in diesen Monaten des unaufhaltsamen Falls gefehlt hast, dass mir deine verquere, irrationale Schurkerei gefehlt hat. Denn du warst nicht wahnsinnig, Platano, ich weiß es, du warst nur ein Schurke, genial und unersetzlich. Dir werde ich kein einziges Wort von dem widmen, was ich schreibe. Das ist meine einzige Befriedigung, verfluchter Platano ...

Er öffnete seine Augen wieder. Und erst jetzt bemerkte er die Splitter, die im Zimmer herumwirbelten. Noch eine Gewehrsalve. Das Holz der Wände nahm das Blei auf, ohne dass es zurückprallte, und in der Ecke, in der er saß, konnten sie ihn mit einem direkten Schuss nicht erreichen. Er nahm einen Zettel, wischte den Staub ab, suchte den Bleistift und fand ihn unter einem zerrissenen Tapetenstreifen. Dann begann er zu schreiben: »Ich, Jules Bonnot...« Er zögerte. Das Blatt mit zwei Fingern haltend, riss er den Streifen mit seinem Namen ab. Sie wussten ganz genau, wie er hieß, also sollte er sich mit dieser bürokratischen Anwendung besser nicht lächerlich machen. Er begann wieder zu schreiben, ungerührt über den Putz, der ihm auf den Rücken fiel.

... Ich habe nicht viel verlangt. Ich ging mit ihr im Mondschein auf dem Friedhof von Lyon spazieren und bildete mir ein, dass man nichts anderes zum Leben braucht. Das war das Glück, nach dem ich mein ganzes Leben gesucht hatte, von dem ich aber kaum zu träumen wagte. Ich hatte es gefunden und erkannt, was es war. Das Glück, das man mir immer verweigert hatte. Ich hatte das Recht, es zu leben, dieses Glück. Ihr habt es mir nicht erlaubt. Also war es schlimmer für mich, schlimmer für euch, schlimmer für alle ... Sollte ich bedauern, was ich getan habe? Vielleicht. Aber ich bereue nichts. Manches bedauere ich, aber ich bereue auf keinen Fall.

Montbéliard, 1891

Er blieb stehen, um den Abstich aus geschmolzenem Metall zu betrachten, der in einem Strom aus gleißendem Licht herunterschoss. Unter dem Gewicht der Kiste mit Metallspänen gebeugt, beobachtete er fasziniert diese Szene höllischen Durcheinanders: vom Schweiß glänzende nackte Rücken, die das Feuerröt des Abstichs zurückstrahlten, Gesichter, die To-

tenköpfen glichen, wegen der tief liegenden Augen und der von der Anstrengung entblößten Zähne, und dann der Lärm, ohrenbetäubend und noch anschwellend, und die Hitze, die glühend heiße Luft, die in die Lungen eindrang, ohne das Bedürfnis nach Sauerstoff zu stillen ... Mit einem Hüftschwung setzte sich Jules die Kiste auf die Schulter und begann wieder zu laufen, wobei er durch kleine Sprünge die Hindernisse umging und knapp den scharfen Kanten der aufgestapelten Bleche auswich. Auf einen Schlag kippte er die Kiste in den Wagen und gönnte sich die drei Sekunden Durchatmen, die er nach jeder Tour für sein Recht hielt. Er wollte gerade zurückgehen, als ein Arbeiter ihn spöttisch angrinste.

»He, Junge ... wenn du es im Laufen machst, ist es nicht weniger schwer.«

Jules verzog selbstgefällig den Mund. Mit seinen fünfzehn Jahren war er schon davon überzeugt, dass die Ratschläge der Erwachsenen ihm nicht dazu nützen würden, das Leben zu verbessern. Oder jedenfalls nicht seines, das allem Anschein nach dazu bestimmt war, genau wie das seines Vaters zu werden: tagsüber in der Gießerei und nachts auf einer Liege, um darauf zu warten, dass die Sirene den neuen Tag in der Gießerei ankündigte.

Der Arbeiter zerzauste ihm mit einer groben Handbewegung die Haare und sagte: »Wenn du läufst, ist die Kiste genauso schwer. Aber du ruinierst dir früher den Rücken, das ist sicher.«

Dann bemerkte er eine Strieme, die dem Jungen quer über die Stirn bis zur Schläfe ging. Er tat so, als wollte er sie mit dem Daumen streifen, doch Jules wich zurück und wandte sein Gesicht zur anderen Seite. Der Arbeiter sah ihn ernst an.

»Bist du hier gestürzt, oder ...«

Jules senkte den Blick. Der Mann nickte und kratzte sich seinen Bart an den rauchgeschwärzten Wangen.

»Ich glaube fast, du hast wieder einmal deinen Vater wütend gemacht, oder, Jules?«

Der Junge erwiderte mit zusammengepressten Zähnen:
»Mein Vater braucht meine Hilfe nicht, um wütend zu werden. Gründe dafür hat er mehr als genug.«

»Allerdings«, seufzte der Arbeiter, »aber an dir lässt er es aus, oder?«

»Bei mir ist es leichter. Feiglinge lassen es immer an denen aus, die sie um sich haben.«

Der Mann versetzte ihm einen leichten Stoß vor die Brust, eine Geste liebevollen Vorwurfs.

»Ach komm, Jules ... So was mag ich nicht hören. Umso weniger, wenn es um deinen Vater geht. Er ist ein guter Kerl, ich kenne ihn gut. Doch dieses elende Leben ... Also, Jules, mit der Zeit wirst auch du begreifen, was es heißt, Opfer zu bringen, um die Kinder satt zu bekommen ...«

Jules lächelte gequält und lud sich die leere Kiste auf die Schulter. Genau in diesem Moment ließ ihn ein Schlag auf den Nacken zwei Meter nach vorne purzeln, sodass er mit dem Gesicht in den Staub aus Eisen und Asche fiel, der den Boden bedeckte. Sofort sprang er wieder auf und sah den Vorarbeiter dastehen, die Hände in die Seiten gestemmt, der ihn anstarrte und auf seine Reaktion wartete. Jules spürte seine Adern in den Schläfen pulsieren, ein blutiger Schleier vernebelte ihm die Sicht, und er blickte wütend um sich, bis er im feinen Staub eine Eisenstange fand. Er packte sie und wollte aufstehen. Der Arbeiter, der noch verblüfft den Vorarbeiter ansah, der aus den Stapeln hinter ihnen aufgetaucht war, warf sich auf Jules und hielt ihn fest.

»Nein, Junge, mach keine Dummheiten ... So ruinierst du dein Leben.«

»Lass ihn doch«, brüllte der Vorarbeiter. »Wollen wir doch mal sehen, ob es endlich soweit ist ... Los, du kleines Arschgesicht, komm hoch, damit ich dir den Rest gebe ...«

Jules versuchte einen zweiten Ausfall, doch die muskulösen Arme des Arbeiters umklammerten seinen Oberkörper.

»Beruhige dich«, flüsterte er ihm ins Ohr. »Begreifst du denn nicht, was der da will? Aber nicht jetzt, Dummkopf, nicht jetzt!«

Jules sackte langsam in sich zusammen und schließlich ließ er die Eisenstange in den Staub fallen. Der Vorarbeiter lachte enttäuscht auf, schüttelte den Kopf und sagte: »Ich weiß, wie man Leute wie dich zurechtrückt, Bonnot. Wenn ich dich das nächste Mal dabei erwische, wie du Zeit mit Geschwätz verschwendest, kommst du mir nicht mit einer Ohrfeige davon, darauf kannst du schwören.«

»Es ist meine Schuld«, mischte sich der Arbeiter ein und stellte sich vor den Jungen. »Ich habe ihn gebeten, mir bei diesem Hebel zu helfen, der sich immer verklemmt, und er ist nur stehen geblieben, um mir zur Hand zu gehen. Er hat nicht geschwätzt ...«

»Hör auf, Garmont«, unterbrach ihn der Vorarbeiter. »Für dich ist auch noch Platz in meinem Wochenbericht. Sieh zu, dass du in den nächsten Tagen spurst, wenn du mich davon überzeugen willst, dass du noch für die Gießerei taugst. Haben wir uns verstanden?«

Garmont schluckte die rußgeschwärzte Spucke zusammen mit den Worten hinunter, die ihm in der Kehle brannten und die, hätte er sie ausgesprochen, ihn seinen Arbeitsplatz gekostet hätten. Jules nahm seine Kiste wieder auf und ging mit gesenktem Kopf auf den Berg von Eisenspänen zu. Zwölf Stunden am Tag tauchte er diese Kiste in den Haufen Schrott, der bei Sonnenuntergang zu einem Häufchen geworden war und am frühen Morgen des nächsten Tages wieder an die Decke reichte. Es war nutzlos, darauf zu hoffen, dass er einmal abgetragen sein würde. Für die Bonnots war Hoffnung seit unzähligen Generationen ein Wort ohne jede Bedeutung. Die Armut, dachte Jules, während er gebeugt weiterging, ist ein Brandmal, das du dein ganzes Leben mit dir herumträgst. Mit fünfzehn Jahren war ihm noch nicht klar, wie er es auslöchen könnte, doch er spürte, dass es einen Weg geben

musste. Später sollte er beschließen, dass dieses Mal nur mit einem anderen Feuer weggebrannt werden konnte.

Am Zahltag stand Jules in der Schlange vor dem Schalter, um den Lohn abzuholen, der den Lehrlingen zustand. Wenn er noch ein paar Jahre, höchstens drei, in der Gießerei durchhielt, würde er fast genauso viel Geld bekommen, wie sein Vater nach Hause brachte. Mit zwei Löhnen würde vielleicht endlich Schluss mit den ewigen Schulden beim Krämer des Arbeiterviertels sein. Die Schlange kam langsam voran, und er hatte viel Zeit, sich zu fragen, wozu es gut war, durchzuhalten, wenn die Perspektive darin bestand, den Rest seines Lebens den Berg Eisenspäne wegzuschaukeln.

Der Kerl am Schalter trat zurück und musterte ihn, wobei er seinen Kopf auf die Seite legte. »Jules Bonnot, nicht wahr? Du hast Zeit vergeudet, denn hier auf der Liste steht nichts bei deinem Namen.«

Jules sah dem Angestellten in die Augen, um herauszufinden, ob er Witze machte, doch der wandte sich schon an den Arbeiter hinter ihm, als ob die Sache erledigt wäre. Jules versuchte in die Liste zu schauen, aber der Kerl fuhr ihn an: »Bist du taub, Junge? Ich habe dir doch gesagt, dass da nichts steht, hau ab, du blockierst den anderen die Auszahlung.«

»Aber wie kann das sein ... Ich habe doch keinen einzigen Tag gefehlt ...«

Jules hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ihn eine Hand am Hals packte und nach hinten zerrte. Es war ein Wachmann der Gießerei, der ihn zum Treppenhaus schubste. »Du wirst in der Direktion erwartet. Wenn du willst, kommst du heil an, du kannst es dir aussuchen.«

Jules wand sich aus dem Griff, doch ein zweiter Wachmann schlug ihm mit der Spitze seines Schlagstocks in die Seite, und ihm blieb nichts anderes übrig, als unter Stößen und Tritten die Treppe hinaufzugehen.

Der Direktor saß hinter seinem Schreibtisch aus Maha-

goni und studierte ein paar Briefe. Als er ihn eintreten hörte, starrte er ihn mit ausdruckslosen Augen an und wandte sich dann an die beiden Gendarmen, die in einer Ecke seines Büros warteten.

»Ah, da ist er ja. Tun Sie Ihre Pflicht.«

Die Polizisten kamen näher: Einer legte seine Hand an Jules' Hals, um ihn festzuhalten, der andere bog ihm die Hände nach hinten. Jules beugte sich vor, um zum Schreibtisch zu kommen, eine instinktive Bewegung auf die Briefe zu, die vielleicht den Grund für diesen Albtraum erklärten. Doch der zweite Polizist drehte ihm das Handgelenk um und zwang ihn so zurückzuweichen. Der Direktor rückte sich seine Lorgnette zurecht und blickte zerstreut auf die Blätter, die er vor sich hatte.

»Jules Bonnot ... Aufsässigkeit, mangelnder Respekt gegenüber den Vorgesetzten ... Versuchte Aufwiegelung der Lehrlinge der Abteilung...« Der Direktor fixierte mit seinen kleinen eisigen Augen Jules' Gesicht. »Das alles hat man dir bisher verziehen. Doch deine Undankbarkeit gegenüber der Hand, die dich ernährt, hat jede Grenze überschritten. Und nun haben wir herausgefunden, dass du auch noch ein Dieb bist.«

Jules bemühte sich, in seiner Verwirrung Worte zu finden, doch er schaffte es nur, mit dem Kopf zu schütteln, ohne einen Laut von sich zu geben. Der Direktor stand auf und ging auf die Glaswand zu. Unten standen die Arbeiter in der Schlange, und er fing an, so laut zu sprechen, dass alle ihn hören konnten: »Du hast Eisenspäne gestohlen, um sie an irgendeinen Halunken zu verkaufen. Du, Jules Bonnot, bist eine Schande für das Unternehmen. Sie, deine Kameraden hast du bestohlen. Denn das Unternehmen zu bestehlen, heißt, die Arbeit aller zu gefährden, und je mehr Diebe in der Fabrik sind, umso höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie in Konkurs geht und so viele anständige Familienväter einiger Krimineller wegen auf die Straße geworfen werden!«

Die Strafpredigt des Direktors dröhnte durch die Fabrikhalle, wo die Arbeiter plötzlich verstummt waren. Jules öffnete den Mund, um seine Unschuld hinauszuschreien, doch in diesem Moment sah er den Vorarbeiter am Treppengeländer lehnen: Er war hinausgegangen, bevor er kam, wollte sich aber das Schauspiel nicht entgehen lassen. Jules schloss den Mund wieder. Es war nutzlos, sich verteidigen zu wollen.

Der Direktor wandte sich an die Gendarmen, und mit einer Handbewegung schloss er die Angelegenheit ab. Wieder wurde ihm das Handgelenk umgedreht, und Jules wurde nach draußen gestoßen. Mit gesenktem Kopf ging er an der Schlange vorbei. Manche meinten, er würde ihren Blicken ausweichen, weil er schuldig sei. Aber er dachte in diesem Moment gar nichts.

In der Gendarmeriekaserne fing er sich ein paar Ohrfeigen ein, ein Unteroffizier zog ihn an den Haaren, bis er eine Strähne herausgerissen hatte, doch als er vor den Chef der Abteilung geführt wurde, trug er keine Handschellen und es waren ihm auch nicht Schnürbänder und Gürtel abgenommen worden. Der Offizier betrachtete ihn mehrere Sekunden lang aufmerksam. Es war ein Mann um die fünfzig, kräftig und mit einem breiten Gesicht, in dem ausdruckslose graue Augen glänzten. Er trug kurz geschnittenes Haar und einen dichten blonden Schnurrbart, auf den er stolz sein musste, da er ihn sich ständig mit Daumen und Zeigefinger glatt strich. Jules hielt dem Blick des Polizisten stand, und dieser kam zur Überzeugung, einen Unbeugsamen vor sich zu haben.

»Du scheinst nicht zu bereuen, was du getan hast.«

»Ich habe nichts getan, was ich bereuen könnte«, antwortete er leise. Doch dieses Mal wandte er seine Augen ab, ohne zu wissen, warum.

Der Polizist bleckte seine Zähne zu einem kalten Lächeln. Er stand auf, ging um den Tisch herum, tat so, als würde er durch das Zimmer spazieren, und als er hinter dem Jungen war, versetzte er ihm mit der Hinterhand einen Schlag aufs

Ohr. Jules fiel zu Boden und hielt sich mit beiden Händen die Schläfe. Er hatte Mühe, das Gleichgewicht wiederzufinden, und als er wieder auf den Beinen stand, sagte der Polizist in neutralem Ton: »Der Herr Direktor ist viel zu nachgiebig und wollte keine Anzeige erstatten. Aber wir sehen uns sowieso wieder, du und ich. Und das nächste Mal, mein junger Herr Bonnot, werden wir uns dann etwas eingehender unterhalten ...«

Als sein Vater nach Hause kam, wusste er bereits alles: Er war noch auf ein Glas Wein ins Wirtshaus eingekehrt, und einige Arbeiter aus der Gießerei hatten ihm die ganze Geschichte erzählt. Mindestens eine Stunde lang sagte er kein Wort, doch Jules begriff sofort, dass er es wusste. Er aß die Kartoffelsuppe, sammelte sorgsam die Krümel um den Aluminiumteller auf und verschloss die Tüte mit dem übrig gebliebenen Stück Brot wieder. Dann nahm er plötzlich seine Hände vors Gesicht und fing an zu schluchzen. Jules hatte seinen Vater noch nie weinen sehen. Außer vielleicht, als seine Mutter gestorben war, doch er war damals erst fünf Jahre alt gewesen, und die Erinnerung an jenen Tag war in der täglichen Not verloren gegangen. Nur an das Gesicht seiner Mutter konnte er sich noch erinnern, doch manchmal verschwand sogar das, und dann ging er zur Kommode in der Küche und schaute sich wieder das verblichene Foto an, auf dem sie und sein Vater am Tag ihrer Hochzeit zu sehen waren.

»Was für eine Schande, mein Gott, was für eine Schande ...«

Die gutturale Stimme seines Vaters ließ ihn aufschrecken. Er war es gewohnt, dass er herumbrüllte, fluchte, dass er rot vor Wut wurde, wenn er ihn auf den Rücken schlug; diesen schmerzhaften, vor Verzweiflung gebrochenen Ton kannte er nicht. Er bewegte sich nicht und wartete, dass die von den Säuren geschwärzte und von den Schwielen deformierte Hand sich schlagartig erhob, um auf seinen Kopf niederzu-

fallen. Doch sein Vater blieb regungslos sitzen. Und er sah ihn durch die Finger seiner Hände an, die er vor dem Gesicht geöffnet hatte.

»Sie haben über mich gelacht, begreifst du? Sie taten, als würden sie mich trösten, und dabei haben sie gelacht. Und einer hat sogar gesagt: Vielleicht bringt er es ja weiter, wenn er stiehlt, als wir, die wir Blut spucken ... Und sie haben gelacht.«

Jules schloss seine Lippen, ließ einen undeutlichen Laut vernehmen, und ein weiteres Mal fand er keine Worte, um zu erklären, was er empfand. Er lernte, sich ins Schweigen zu fügen. Die Nutzlosigkeit jeglicher Verteidigung zu akzeptieren. Sprechen war eine sinnlose Anstrengung.

Er fand eine andere Arbeit in einer Fabrik im Burgund. Einige Monate machte er schweigsam und scheu weiter. Dann gab es einen Unfall, zwei Arbeiter starben, und er beging den Fehler, sein Schweigen zu brechen: Er sagte, das sei kein zufälliges Unglück gewesen, sie seien wegen der zermürenden Schichten gestorben, wegen des Verbots, sich zwischen zwei Wagenladungen auszuruhen, und die Hebeseile der Röhren hätten nachgegeben, weil die Chefs der Fabrik sie zwangen, das Material so lange zu benutzen, bis es durchriss. Er sagte auch noch etwas gegen die Vorarbeiter, er nannte sie »Wachhunde« und »ehrlose Knechte«. Das alles sagte er zu einer kleinen Gruppe von Arbeitern, weit weg von den Büros, doch irgendein aufmerksames Ohr hatte die Direktion überall. Und so war Jules wenige Wochen später der ideale Schuldige für einen kleinen Diebstahl in den Umkleideräumen. Dieses Mal konstruierten sie die Sache noch schmutziger, indem sie ihn beschuldigten, aus den Taschen seiner Kollegen das Kleingeld gestohlen zu haben, mit dem sie nach der Schicht einen trinken gingen. Und außer dass sie ihn entlassen konnten, erreichten sie es auch noch, dass er von den anderen Arbeitern verachtet wurde. Da es nicht der Betrieb war, der zu Schaden

gekommen war, wurde die Gendarmerie aus dem Spiel gelassen. Und er ging, ohne etwas zu seiner Verteidigung zu sagen.

Anfang 1893 zog Jules nach Besançon, wo sein Vater eine Arbeit gefunden hatte, die ein wenig besser bezahlt wurde als die vorherige. Er heiratete wieder, bekam weiteren Nachwuchs, und Jules schaffte es nicht recht, sich mit der neuen Familie anzufreunden.

Bei der 1.-Mai-Demonstration im selben Jahr eröffnete das 145. Heeres-Bataillon in Fourmies in Nordfrankreich das Feuer auf die Arbeiter. Zwölf Demonstranten wurden getötet und achtunddreißig schwer verletzt. Jules, der auch in einer Fabrik in Besançon zu arbeiten begonnen hatte, wurde sofort entlassen, weil er sich an einem Proteststreik beteiligt hatte. In der Gegend war es für ihn nun unmöglich geworden, eine Anstellung zu bekommen: Jeder Direktor besaß den Polizeivermerk von Jules Bonnot, »Subversiver«, Verbreiter anarchistischer Broschüren, Agitator und »Individuum mit gefährlichen antisozialen Tendenzen«. Er tobte sich auf seine Weise aus: In einem Tanzlokal, in dem eine Schlägerei ausgebrochen war, erkannte Jules einen Vorarbeiter der Fabrik wieder, und anstatt in Deckung zu gehen, was er eigentlich vorhatte, stürzte er sich auf ihn und prügelte ihn, bis er blutete. Er kümmerte sich nicht um die Polizei, die hereinstürmte und wie wild Knüppelhiebe austeilte. Er wurde festgenommen und fand sich dem Gendarmerieoffizier von vor zwei Jahren gegenüber, der inzwischen befördert und nach Besançon versetzt worden war.

»Merkwürdig, ich hätte gewettet, dass nicht so lange Zeit vergehen würde«, sagte der Offizier grinsend. »Du bist doch schlauer als ich dachte. Obwohl du ja, wie man sieht, wieder hier bist ...«

Er hob die Karteikarte mit seinen Angaben hoch und fügte hinzu:

»Du hast Karriere gemacht. Du gibst dich nicht mehr

damit zufrieden, zu stehlen, nicht wahr, Herr Bonnot? Jetzt widmen wir uns der Politik, den großen Idealen ...«

Und wieder bleckte er seine Zähne zu diesem kalten Lächeln. Auf einen Wink des Offiziers hin kamen zwei Gendarmen, die ihn an den Armen packten und ihm das Hemd zerrissen. Jules starrte noch auf die Knöpfe, die auf den Boden rollten, als der erste Peitschenhieb ihm die Haut zwischen den Schulterblättern aufriss. Er bekam etwa zwanzig davon, ohne den Mund aufzumachen oder einen Klagelaut vernehmen zu lassen. Da auch dieses Mal keine Anzeige vorlag, kam er mit wenigen Tagen Kasernenarrest davon. Als man ihm dann Schnürbänder und Gürtel zurückgab, sah Jules den Offizier an, der ihn aus einigen Metern Entfernung betrachtete. Und in seinen Augen war eine Glut von so tiefem Hass, dass der Polizist die witzige Bemerkung, die er schon auf den Lippen hatte, nicht aussprach. Er sagte nichts, und während er Jules weggehen sah, dachte er, dass sich die anständige Gesellschaft großen Ärger ersparen könnte, wenn diesen jungen Mann so bald wie möglich eine Kugel stoppen würde.

In der Familie nahmen die Schwierigkeiten zu, wegen der vielen Mäuler, die gefüttert werden mussten, und die zweite Frau seines Vaters begann, Jules als Parasiten zu betrachten, der zu nichts nütze war und seinen Tag damit vergeudete, Bücher und »subversive Blätter« zu lesen. Sein Vater beschloss, Heim und Herd nach Neuves-Maisons bei Nancy zu verlagern, wo er eine härtere Schichtarbeit gefunden hatte, die ihm die Lohntüte besser füllte. Jules schaffte es, in den Eisenwerken von Pont-Saint-Vincent Arbeit zu finden, und bemühte sich, seinen Mund geschlossen und die anarchistische Propaganda von den Augen der Spione fernzuhalten. Es nützte nichts. Sein Kopf konnte ihn vielleicht davor bewahren, sich in der Fabrik unvorsichtig zu verhalten, doch früher oder später sollten ihn Herz und Bauch verraten. Und in ei-

nem Wirtshaus sagte jemand, die Anarchisten seien »der Abschaum der Nation«, Vaterlandsverräter. Ein anderer fügte hinzu, das Heer habe nur einen Fehler begangen, nämlich dass es in Fourmies nicht genügend Patronen abgefeuert hätte, und beklagte, dass es keine größeren Massaker gegeben hätte. Jules ging den Provokateuren nicht in die Falle, doch die Schlägerei brach trotzdem aus. Er versuchte, sich herauszuhalten, aber als ein Freund von ihm mit einem Messer bedroht wurde, zerschlug er eine Flasche und stürzte sich in die Menge. Am nächsten Tag wurde eine Leiche aus der Mosel gefischt. Jules Bonnot wurde zwar formal nicht beschuldigt, doch er war trotzdem wieder unter den Verdächtigen. Da er wusste, wie unsinnig es war, sich zu verteidigen, beschloss er, aus der Gegend zu verschwinden.

Kaum drei Monate später, im März 1897, kam es in Nancy zu einer Auseinandersetzung zwischen Anarchisten und Patrioten: Die Polizei ging dazwischen, und Jules floh nicht, sondern antwortete mit einem Schlagring auf die Knüppel der Gendarmen. Die Prügel, die er austeilte, brachten ihm Tage und Nächte gründlich einstudierter Schläge ein, in regelmäßigen Abständen ausgeteilt, die nur kurze Zeit vor seinem Erscheinen vor Gericht aufhörten, damit die Zeichen nicht allzu sichtbar waren. Er wurde zu drei Monaten verurteilt, wegen »Beleidigung, Schlägen und Auflehnung gegen die Obrigkeit«.

Nancy 1897

Die Julisonne schien auf das Brot in den Holzregalen, und das goldene Funkeln zog ihn unwiderstehlich an. Er trat an das Schaufenster und betrachtete die Körbe, die Tablettts, die Glasgefäße voller Biskuits und die Gesichter der Frauen, die gleichgültig auf das eine oder das andere zeigten. Aus der